

Ein Ort für den letzten Tanz

Dirk Planert

Lika im September 1992

Mein Freund Pajo, seine rechte Hand Clara und ich packten den weißen VW Bus der „Caritas Marija Pomocnica“ (Maria hilft) vor den Türen des Klosters mit Lebensmitteln und Medikamenten voll und fuhren an der Küste entlang in Richtung Gospić, eine Stadt hinter den Bergen, etwa 80 Kilometer von Rijeka entfernt. In Bakar, einem kleinen Fischerdorf, machten wir halt. Kaum eine halbe Stunde unterwegs, wollten wir erst mal essen. Es war die Herberge, in der Pajo mich eigentlich unterbringen wollte. Bereits am Tag meiner Ankunft wollte er es mir gut gehen lassen. Die Zimmer im Kloster waren alle belegt, 40 zukünftige katholische Priester – dafür hatten die Betten gerade gereicht. Doch bereits nach der ersten Nacht war ich in einem Linienbus zurück ins Kloster gefahren, dort ließ sich besser arbeiten, und zwischen Apotheke, Lebensmittellager und dem Caritas - Büro, das wußte ich, fühlte ich mich im Schlafsack und auf dem kalten Boden besser als in einer Urlaubsresidenz. Ich kannte den Chef des Restaurants also – Pajo sowieso – es war einer der Gönner seiner Sache, so mußten wir weder das Essen, noch den Verdauungssliva bezahlen. Die Sonne schien, das Meer strahlte hellblau, und ab und an spazierten Touristen in Badeanzügen an der Straße entlang. Clara und ich saßen vorne auf dem Beifahrersitz, und Pajo fuhr, landesüblich, wie ein Henker. Die Überholmanöver kosteten mehr Nerven als die Gewißheit, unterwegs in „heißem Gebiet“ zu sein. Rechts von uns die streckenweise steilen Küstenhänge, links ebenso steile Felsen. Trotzdem zog unser „heiliger Mann“ in aller Seelenruhe an den ihm zu langsamen Autos vorbei, als gäbe es keinen Gegenverkehr. Kurz vor Senj zweigt die Straße in Richtung Gospić ab. Einige Kilometer führt die Strecke bergauf, das strahlende Meer wird abgelöst durch schneebedeckte Wälder und Ackerland – die Grenzlinie zwischen dem Kroatien der Touristen und dem Land des Krieges. Nach wenigen Kilometern geht es wieder bergab, die Sonne scheint warm ins Gesicht. Aus dem Radio schallen kroatische Lieder, Clara singt, steckt Pajo an, mich auch, die Texte sind mir völlig unverständlich, ich wippe mit den Füßen im Rhythmus, wir lachen, ohne viel zu reden. Bäume und Felder rauschen vorbei. Es ist die Region Lika, wunderschön, als sei die Welt hier noch in Ordnung. Doch dann tauchen weit hinter den Bäumen am Straßenrand die ersten Dächer auf, schwarze Dächer, bei genauerem Hinsehen stehen nur noch die Giebel, die Fenster, dunkle Löcher, ein Geisterdorf, etwa 300 Meter Luftlinie entfernt. Mein Lachen stockt für ein paar Minuten, auch Pajo`s und

Clara`s Gesänge verstummen. Das Dorf rauscht vorbei, liegt hinter uns - wir sind da, in der dunklen Welt, in der die Sonne eigentlich fremd erscheinen müßte, und doch gehört sie dazu. Dann kommt der erste Kontrollpunkt der HVO (Hrvatsko Vojska Obranje – Kroatischer Verteidigungsrat). Unser Lachen kehrt zurück, das andere, das fremde Land ist jetzt das der Touristen.

Die Strecke ab dem Kontrollpunkt vor dem Städtchen Otocac bis nach Gospic´ rein, führt direkt an „Tschetniks“ vorbei, sie liegen in ihren Nestern kaum 200 Meter von der Straße entfernt. Deshalb der Kontrollpunkt. Die HVO - Soldaten stoppen die Zivilisten, sobald Gefechte die Route für die meisten unpassierbar machen. Die Snajper jedoch bleiben unberechenbar, vielleicht pusten sie einem aus lauter Langeweile das Gehirn raus. Pajo hatte von Rijeka aus in Gospic´ angerufen. An diesem Tag war bisher alles ruhig.

Wir steigen aus. An beiden Seiten der Straße stehen die Bunker – kleine Verschlüge, deren Außenwände von Sandsäcken gebildet werden. Geschickt gestapelt, stehen die jeweils etwa 25 Kilo schweren Säcke sicher, das Dach besteht aus Zeltplanen, die mannshohen Eingänge sind verwinkelt, so daß ein direkter Blick bis in die Stellung hinein nicht möglich ist.

Einschußlöcher sind stille Zeugen der vergangenen Kriegsmonate. Pajo und Clara gehen strahlend auf die sechs bis sieben Soldaten zu. Man kennt sich auch hier. Wie ich später erfahre, hat Clara sich in dieser Gegend einmal verfahren, geradewegs in die Arme der serbischen Soldaten. Zu ihrem Glück waren UN-Soldaten in der Nähe, die wohl über eine gehörige Portion Verhandlungsgeschick verfügten. Jedenfalls war sie ungeschoren davon gekommen und durfte für die wenigen Meter zurück auf „unser“ Gebiet den Rückwärtsgang reinlegen.

Ich machte ein paar Fotos. Den Gesprächen konnte ich damals noch nicht folgen. Meistens übersetzte Pajo mir die wichtigsten Fakten, doch diesmal nicht, ich war mit dem Fotografieren zu beschäftigt und sah mir die Gegend an. Einer der Soldaten kam auf mich zu – Pajo folgte ihm. Er war so um die 35 Jahre alt. Einer dieser Typen, die sich in ihren Uniformen sichtlich wohl fühlen. Er trug sogar schwarze Militärstiefel, was für die HVO-Soldaten nicht selbstverständlich ist. Die Schuhe müssen die Jungs nämlich selber kaufen und da die meisten kein Geld hatten, mußten oft ganz normale Slipper, Turnschuhe oder ausrangierte Sonntagsschuhe herhalten, die im Laufe der Jahre während des allwöchentlichen Gangs in die Kirche ihren Glanz verloren hatten. Lächelnd zog er die Kalaschnikov von der Schulter, nahm mit geübten Griffen das Magazin heraus, rastete es wieder ein, lud durch und entsicherte das Ding. Mit dem ausgestreckten rechten Arm hielt er mir das Schnellfeuergewehr (AK 47)

entgegen und zeigte mit dem Finger auf den Hebel rechts unterhalb des Laufes. Er sagte irgendwas, ich verstand es nicht, wußte aber, was er meinte. Er war stolz auf sein Werkzeug und mit dem Hebel konnte er umstellen, von Einzel- auf Schnellfeuer. Ich sollte die Waffe in die Hand nehmen. Ich schüttelte verneinend mit dem Kopf, sah Pajo an – er wußte, daß er jetzt übersetzen sollte. Ich wollte das Ding nicht, zog meine Canon AE 1 Programm von der Schulter und sagte ihm: „Das ist meine Waffe, und hier ist der Hebel, Einzel- und Schnellfeuer, etwa 2,8 Bilder pro Sekunde“. Er verstand was ich meinte, ohne dass Pajo übersetzen mußte. Er tat es trotzdem. Ich war stolz auf meine Waffe, er noch immer auf seine. Zwei völlig verschiedene Menschen, trotzdem hat uns eines verbunden: Jeder war überzeugt, von dem was er tat. Dieser Mann verteidigte seine Heimat. Ohne die Kalaschnikov wäre es ihm nicht möglich gewesen. Ich war auf der Suche nach einem Augenblick der Wahrheit, einem Bild, das mehr sagt, als ich mit Worten ausdrücken kann. Auch wenn ich mit diesen Typen gut klar kam, sie sogar manchmal für ihren Mut bewunderte, tief in mir verabscheute ich diese ganze Art. Das Töten bereitete ihnen offensichtlich kein Unbehagen. Ganz im Gegenteil. Fragt man einen kroatischen Soldaten, wieviele Tschetniks er bereits erschossen hat, die Antwort ist fast immer die selbe: „Zehn“. Als sei erst das Töten die Zäsur, die den Jungen zum Mann werden läßt – mit rund 1500 Stundenkilometern und 7,62 Millimeter Durchmesser , bis zum zerstörenden Einschlag.

Ich fühlte mich wohl in meiner Haut. Mein Weg ist der Richtige und nicht mehr oder weniger Wert als der des Soldaten, der vor seinem Dorf steht und um jeden Millimeter Land kämpft, wie der Teufel um jede reine Seele.

Zumindest war es im September 92 noch so, als die Kroaten noch in der klaren Verteidigungsposition waren. Das endete dann im März/April 93 in Gorni Vakuf, oberhalb von Bugojno, etwa 80 Kilometer von Sarajevo entfernt, als sie den größtmöglichen Fehler machten: statt gemeinsam gegen die angreifenden serbischen Truppen zu kämpfen, beschossen sie sich gegenseitig.

Eines war besonders wichtig – nicht in den Strom des Hasses hineinzugeraten, bei dem bleiben, was mich hierher gezogen hatte und darauf beharren, daß es nicht richtig sein konnte, ihnen dasselbe anzutun. Niemand muß ein Kind, ein Haus, einen Baum hassen, oder einen Vogel, bloß weil er aus dem nur einen Steinwurf entfernten serbisch okkupiertem Gebiet geflogen kommt. Wie schwer es wirklich ist, stärker zu sein als der Hass, die Mutter des Krieges, das sollte ich erst später erfahren.

Wir fuhren weiter in Richtung Gospic´, rechts hinter den Bergen irgendwo das Meer. Links die Dörfer, in denen Kroaten gewohnt hatten, bis Sie gekommen waren. Ein paar Hochhäuser waren zu sehen, mit einem Fernglas hätte man in die Fenster blicken können. Vielleicht 500 Meter entfernt. Dazwischen die Front. Schon während meiner ersten Hilfslieferung im Juli 92, also zwei Monate zuvor, hatte Pajo mir von dem Tag erzählt, an dem der Krieg auch nach Gospic´ gekommen war. Kroaten, Serben und ein paar Bosniaken hatten gemeinsam in der größten Stadt der Gegend gelebt. Die serbischen Einwohner wußten von der bevorstehenden Granatierung und verschwanden über Nacht. Pajo regte sich besonders darüber auf, das sie ihren Nachbarn nichts gesagt hatten, sie ins offene Messer laufen ließen. Dann war es losgegangen. Mehrere tausend Granaten allein am ersten Tag. Teile der Stadt waren erobert und dann wieder von den Kroaten zurückgeholt worden. Häuserkampf, dazwischen wenige zurückgebliebene Zivilisten.

Die Fahrt dauerte eine gute Stunde, ich sah nur aus dem Fenster, hilflos. Der Krieg erschien mir übermächtig, doch verloren war ich nicht: Das, was ich tun konnte, tat ich. Also! Mich dann von der Übermacht deprimieren, lähmen oder sogar zurück nach Deutschland treiben zu lassen – nein! Sollte ich mich wieder in die Uni setzen, über Frieden, Freiheit, Menschenrechte und Demokratie diskutieren? Trotzdem hatte ich ein mulmiges Gefühl in der Magengegend, obwohl die ganze Zeit nicht ein einziger Schuß zu hören war.

Etwa 10 Kilometer vor Gospic´ machten wir halt in Licki Osik, einem aus nur wenigen Häusern bestehendem Dorf. Eine Großfamilie hätte hier wohnen können, mehr nicht. Alles in allem vielleicht zehn Häuser, die von der Straße aus zu sehen waren – in Richtung Meer verteilte sich noch eine Handvoll. Eigentlich nichts besonderes, hier und da Einschußlöcher in den Häusern, in einigen die etwa einen halben bis einen Meter großen Löcher von Panzergranaten und rechts von der Straße: die Kirche von Licki Osik!

Nur eine Stunde später sollte sie zu einem Anker in meiner Seele werden, zu einem Ort, der mich die kommenden Kriegsjahre begleiten würde und weit darüber hinaus. Ob Todesangst oder schlichte Überarbeitung in Deutschland, diese Kirche wurde mein Ort der Kraft. Und ich weiß, hätte es mich irgendwann, irgendwo erwischt, in ihr hätte ich meinen letzten Tanz getanzt.⁹

⁹ „Und eines Tages schließlich, wenn seine Zeit auf Erden um ist und er die Berührung des Todes an seiner linken Schulter spürt, dann fliegt sein immer bereiter Geist an den Platz seiner Liebe, und dort tanzt der Krieger in den Tod“. Aus: Carlos Castaneda, Die Reise nach Ixtlan – Die Lehre des Don Juan, S.151

Pajo parkte zwischen der Kirche und dem Pfarrhaus. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite stehen Häuser, so daß Sie uns nicht sehen konnten. Das Pfarrhaus war getroffen worden, vorne klaffte ein riesiges Loch – es muß ein Panzer gewesen sein. Fenster, Türen samt Rahmen, sogar die elektrischen Kabel, alles war weg. Die Kirche nur noch ein Gerippe aus den Grundmauern, das Dach fehlte. Die Fensterscheiben hatten den Druckwellen nicht standgehalten – trotzdem strahlt sie königlich, ihre Seele ist unzerstörbar. Das Eingangsportal steht zur Straße hin, so daß sich die seitlichen Mauern nach hinten ziehen. Zwischen Pfarrhaus und Kirche steht noch ein Gebäude, Stallungen oder Garagen, ich habe nicht sonderlich darauf geachtet. Wir steigen aus, Don Alois kommt auf uns zu. Sein rundes Gesicht blickt fröhlich, strahlende warme Augen. Er nimmt Pajo und Clara in den Arm, begrüßt auch mich, als würden wir uns seit Jahren kennen. Alois hat riesige Pranken, also eindeutig ein Landpriester, der mit anpackt, wenn es nötig ist. Er führt uns durch sein Pfarrhaus. Die Grundmauern sind, bis auf den einen Volltreffer, unbeschädigt. Sie haben alles mitgenommen, was nur irgend möglich war. Während wir die Treppen in die zweite Etage hochsteigen, erzählt Alois die Geschichte, die seine Gemeinde so hat schrumpfen lassen. Die Region Lika grenzt an die Krajina. Als Sie das Gebiet eroberten, mußte auch Licki Osik dran glauben, weiter haben sie es jedoch nicht geschafft. Alois ist in seinem Pfarrhaus und bei seiner Kirche geblieben, bis zum allerletzten Augenblick:

Die Bewohner des kleinen Dorfes waren bereits geflüchtet. Nur die Männer waren geblieben, um zu kämpfen. Doch es waren zu viele, mit Granatwerfern und Panzern. Die schlecht bewaffneten Kroaten hatten keine Chance. Auch Alois hatte eine Waffe, eine Pistole, die er mir erst ein paar Monate später zeigte. „Für die Selbstverteidigung“ und um auf keinen Fall in Gefangenschaft zu geraten. Die letzte Kugel für den eigenen Kopf.

Alois hockte im Keller, als Sie soweit vorgedrungen waren, daß Sie die gerade Schußlinie auf sein Haus offen hatten. Erst als Sie bis auf ein paar hundert Meter herangekommen waren und der Durchbruch sicher war, erst dann verließ der Priester seine Kirche. Kurze Zeit später eroberten die kroatischen Soldaten Licki Osik zurück, doch das Dorf war ausgeweidet. Sie müssen mit Lkw gekommen sein, um alles wegschaffen zu können. Alois wollte sein Pfarrhaus wieder aufbauen, doch zuerst die Kirche, damit die Gottesdienste wieder stattfinden konnten.

Wir verließen das Pfarrhaus und setzten uns auf die Wiese dahinter. „Alois, ich geh mir deine Kirche von innen ansehen“, sagte ich mit einem fragenden Unterton. „Ja“, antwortete er“, aber geh nicht durch die Vordertür, die Snajper können dich dann sehen, du mußt durch die

kleine Tür hinten gehen“. Ich ließ die drei auf der Wiese sitzen, schnappte mir meine Kamera, schraubte den dicken METZ - Blitz an, so das ich die komplette, wuchtige Maschine in der Hand hielt. Ausgestattet mit einem 400er Schwarz – Weiß - Film und dem 28-70er Objektiv ging ich um die Ecke und stand etwa 40 Meter vor der rechten Seitenwand des Hauses, in dem Gott wohnen soll, zumindest wenn man die Bezeichnung „Gotteshaus“ ernst nimmt. Die Tür, die Alois gemeint hatte, war natürlich keine, es stand nicht einmal mehr der Rahmen. Nur die von den Steinmetzen an die Zimmerleute übergebene rauhe Öffnung. Ehrfürchtig ging ich hinein und landete in dem Raum , in dem die Messdiener sich in Friedenszeiten umgezogen hatten. Leer - außer umherliegendem Schutt und Splitter von zerborstenen Scheiben nichts.

Zu dem Zeitpunkt war ich aus der Kirche zu Hause bereits ausgetreten, war also nicht das, was man einen anständigen Christen nennt. Mir war das damals alles zu scheinheilig. Goethe hat recht, wenn er in seinem „Prometheus“ schreibt: „Hast Du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz?“. Trotzdem war ich kein Atheist. Meine in ein paar Jahren gewachsene Lebensphilosophie ist auch Religion, denn der Ursprung und die Kraft des Lebens ist auch mir heilig. Demut und Glauben sind mir deshalb keineswegs fremd. Eine Kirche ist immer ein Ort, den ich mit großer Ehrfurcht betrete, genauso eine Moschee, oder ein Raum von dem ich weiß, das er für irgend jemanden einen Ort der Kraft, eine Art Tankstelle ist.

Gerade deshalb: Als ich den Vorraum verließ und die eigentliche Kirche betrat, lief mir ein Schauer den Rücken hinunter. Das kann nicht sein. Wie ist es möglich, daß Menschen die Kirche anderer Menschen so in Stücke zerreißen? Hungrige Bestien. Ich war erschüttert. Das Dach hatten Sie so getroffen, daß es komplett in sich zusammengefallen auf dem Boden lag, dazwischen Steine aus dem Mauerwerk, tiefe Wunden an den Wänden durch das Herausreißen der elektrischen Kabel, dazwischen tote Tauben. Vorne der Altar. Wie prachtvoll muß es hier gewesen sein und vor allem, wie friedlich. Ich ging auf den Altar zu. Links zwischen all dem Schutt lag ein Kruzifix an einem langen Stab. Offenbar das einzige, was Sie zurückgelassen hatten. Ich nahm das Ding vom Boden, stellte „Ihn“ vor den Altar, suchte durch die Linse, stellte scharf und drückte ab.



Dann sah ich nach oben, in den Himmel und begann zu reden: „Warum hast Du das zugelassen, warum? Wenn es den Tag des jüngsten Gerichts wirklich gibt, dann zieh Dich warm an, Junge, wenn ich komme. Ich werde mit Sicherheit keine Angst davor haben, aber dann will ich eine Antwort: Warum hast Du das zugelassen?“

Ich kochte innerlich, trotzdem durchzuckten mich eiskalte Schauer. Ich hatte das Portal, die Haupteingangstür im Rücken, etwa 30 Meter hinter mir. Vor mir der Altar, über mir der oder das, mit dem ich ein verdammtes Hühnchen zu rupfen hatte und hinter mir die Tür, das Tor in den Einschubereich der Scharfschützen. In der Hand mein Werkzeug. Ich dachte nichts mehr, in meinem Kopf war nur noch eins: ICH WILL - die Kraft, die fühlbar ist, wenn man in direktem Kontakt steht, mit dem was sie Gott nennen. Ich drehte mich langsam um, setzte einen Fuß vor den anderen und sah das Tor immer näher kommen. Es fließt auf mich zu, alles

ist wie ein Augenblick. Dann stand ich zwischen draußen und drinnen, genau in der Mitte des Torbogens. Ich sah über die Straße, zwischen zwei Häusern hindurch, mein Blick verlor sich, ich wußte, jetzt sehen sie mich, jetzt, vielleicht genau in diesem Augenblick legt einer an. Ich rührte mich keinen Millimeter, nur mein rechter Arm bewegte sich langsam nach oben, immer weiter, bis ich die Kamera über meinem Kopf hielt, als hätte ich eine Waffe in der Hand. Ich war ein Teil der Kirche, gehörte dazu, wie jeder Stein in den Mauern. Mein rechter Arm war so weit nach oben gestreckt, das es nicht weiter ging. Aus vielen kleinen Schauern und Gänsehäuten wuchs eine gewaltige Ladung Energie, die sich in mir aufbäumte – der Tod stand vor mir und ich wollte nicht zurück. Das Weiße im Auge des Teufels, und ich stand, nicht bereit, auch nur einen Millimeter zu weichen. An der Quelle des Lebens – oder vollgetankt bis zum Überlaufen.

Ein paar Minuten später sah ich die Kirche wieder von der Seite, völlig erschöpft, naßgeschwitzt. Ich wußte, jetzt gibt es kein Zurück mehr. Ich hatte mein Schicksal selbst in die Hand genommen.

Seit dem Tag habe ich mich niemals wieder gefragt, was ich in diesem Krieg eigentlich zu suchen habe.

2/2001